



Hachberg Mosaik

Geschichte und Geschichten aus dem Hachbergerland

Schriftenreihe der Hachberg-Bibliothek Emmendingen

Ausgabe Nr.14 November 2017

Entüllung des Denkmals am Leopolds-Kanal anno 1846

(Originalbericht aus dem „Lahrer Hinkenden Boten“ Jg. 1848)



Abbildung aus dem Originalbericht

Die beiden vom Schwarzwald herabstürzenden Bergströme, die Dreisam bei Freiburg, und die Elz im Waldkircherthal, haben von jeher durch ihre beinahe jedes Jahr anschwellenden Hochgewässer in den schönen Gefilden des Rheinthales Verwüstungen angerichtet, und in mancher Gemeinde gar oft jede Kultur von Grund aus zerstört. Von Alters her sind die Archivakten voll Klagen, dass man 16 Gemeinden der Ämter Freiburg, Emmendingen, Kenzingen und Ettenheim so erbarmungslos der Wuth des Wassers Preis gebe, das - wie ein Bericht vom Jahr 1768 sagt - „dem armen Bauern seine Erdäpfel vom Acker auswühle und den zahmen Boden mit fortreiße.“ Zwar hat man auch damals nicht müßig zugesehen; man verbaute nach und nach große Summen aus der Staatskasse und dem Seckel der Gemeinden; aber nicht zusammenhängend, nach einem rechten Plan; es blieb nur Stückwerk. Die einzelne Gemeinde suchte sich auf Kosten des Nachbars zu schützen. An eine allgemeine Flußbauordnung dachte Niemand. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte ein redlicher Beamter, der Kammerath Enderlin, das Verdienst, die große Idee in Anregung zu bringen, man müsse einen die ganze Flußstrecke von

oberhalb Freiburg bis zur Ausmündung in den Rhein umfassenden Bauplan aufstellen, oder eigentlich die Grabung eines neuen Flussbettes vornehmen.

Der um unser Vaterland hochverdiente Wasserbaudirektor, Oberst von Tulla, arbeitete später den desfallstigen Plan vollständig aus, allein Mangel der benöthigten Gelder, auch die Abgeneigtheit der betheiligten Gemeinden, verhinderten den umfassenden Vollzug, welchen doch alle Sachverständigen als das einzige Auskunftsmittel erkannten. Erst der gesegneten Regierung unseres Großherzogs LEOPOLD war es vorbehalten, die Hemmnisse zu beseitigen, und das große Unternehmen ins Leben zu rufen. Der entscheidende Schritt hiezu war das Gesetz vom 28. August 1835, durch welches von den auf 700.000 fl. überschlagenen Kosten 300.000 fl. auf die Staatskasse übernommen, und zum Vollzug eine eigene Commission unter der Präsidentschaft des erfahrenen, geschäftskundigen Geheimraths Dr. Kern in Freiburg niedergesetzt worden. Viermahlunderttausend Gulden hatten die 16 Gemeinden zu tragen; sie wurden meistens auf

Annuitäten beigeschafft. Nun ging es rasch an den Kanalbau, so dass das ganze Riesenwerk in 5 Jahren vollendet und am Geburtstag des Großherzogs, 29. 8.1841, mit dem Namen „Leopoldskanal“ Die Gemeinden hatten noch kein rechtes Vertrauen; der Kostenbeitrag von 400.000 fl. drückte gar schwer!

Die Natur übernahm jedoch die gründliche Belehrung! Die Jahrgänge 1844 und 1845 waren sehr regnerisch, überall traten die Flüsse und Bäche aus ihren Ufern, die Überschwemmungen richteten schreckliche Verwüstungen im Lande an. Nur die Flussgebiete der Dreisam und Elz, sonst bei halbem Gewässer schon ein trauriger Schauplatz der Zerstörung, blieben von jeder Überschwemmung ganz verschont; die Fluten stürzten zwar schäumend vor Wuth durch die Schleusen in den Kanal, konnten aber die Bollwerke nicht überwältigen und flossen, ohne Schaden zu bringen, in den Rhein hinab. Nun erst wichen alle Beängstigungen; - frohlockend erkannte man in dem Riesenwerke des Nothkanals den einzigen Retter vor Verwüstung, und allgemein war das Bekenntnis, dass der Schaden, welcher nur in diesen zwei Jahren die Gemeinden ohne den Kanal getroffen hätte, größer gewesen wäre, als ihr Kostenbeitrag.

Kaum war den Gemeinden diese Überzeugung geworden, so erwachte auch ihr Dankgefühl, und sie beschlossen, durch ein einfaches Denkmal, dem geliebten Großherzog gewidmet, ihre Anerkennung der großen Wohlthat öffentlich auszusprechen. Dieser schöne Gedanken ist in den Gemeinden nicht eingepflicht worden, er ging frei aus den dankbaren Gemüthern der wackern Bewohner hervor. Das Denkmal besteht aus einer Pyramide von geschliffenem Granit, gearbeitet von dem ausgezeichneten Werkmeister Belzer von Weißenbach, und ist 23 Fuß hoch am Anfang des Leopold-Kanals bei Riegel aufgestellt.

Auf der Seite gegen die Straße steht die vergoldete Inschrift:

Dem
Großherzoge Leopold
die dankbaren Gemeinden
Neuershausen, Hecklingen,
Betzingen, Kenzingen,
Eichstetten, Herbolzheim,
Nimburg, Oberhausen,
Bahlingen, Niederhausen,
Köndringen, Rust,
Malterdingen, Ringsheim,
Riegel, Kappel,

1846

Auf der Seite gegen den Ort Riegel:
Zur Abwehr
der verheerenden Ueberschwemmungen
der Dreisam und Elz
wurden unter der segensvollen Regierung des
Großherzogs Leopold
durch vereinigte Kräfte des Staates
und der beteiligten Gemeinden
diese Kanäle erbaut
1837-1842.

Die Enthüllung dieses einfach-sinnvollen Monuments fand am 16. Novbr. 1846, dem Geburtstag unseres edlen Großherzogs, statt. Von nah und fern strömten die Festgäste Riegel zu. Auf erhebende Weise wurde der Gottesdienst gefeiert, die geistvolle Rede des Herrn Pfarrers Lumppe ergriff alle Gemüther. Um 12 Uhr gieng der Zug durch die geschmückten Straßen nach dem Festplatz.

Dort angekommen hielt Hr. Bürgermeister Wahl von Riegel die Festrede, die frühern Drangsale der Gegend und die nunmehrige gründliche Abhülfe schildernd, so wie die dankbaren Gesinnungen für den geliebten Großherzog, als deren sichtbares Zeichen das Monument fortan zu gelten habe. Mit dem Schluß dieser Rede wurde das Monument enthüllt; begrüßt vom jubelnden Hoch zu Ehren des gütigsten Fürsten. – Viele sinnige Reden und Sprüche ertönten Ihm und dem Werk beim heiteren Festessen. – Darunter heben wir mit Recht die dankbare Erwähnung hervor, welche den Ehrenmännern, Geheimrath Kern, Oberbaurath Sauerbeck, und Oberingenieur Durban, als den Förderern der Unternehmung dargebracht wurde.

Wie oben bemerkt, so war früher Manches an der wilden Dreisam und Elz gearbeitet worden. Erstere war von Ebnet bis Neuershausen regulirt, und ordentlich eingedammt, ebenso die Elz von Waldkirch bis unterhalb Köndringen. Damit blieb aber die Lage von 10 weiteren Gemeinden nur um so schlimmer, und 14,000 Morgen des besten Geländes waren schier alljährig der Verwüstung ausgesetzt. Nun wurden zur gründlichen Abhülfe, nach dem Gesetz vom Jahr 1835, Elz und Dreisam rectificirt und zu diesem Zweck drei Kanäle erbaut, und zwar:

- a) **Dreisamkanal** von Neuershausen bis Riegel; Länge: 2 Stunden.
- b) **Elzkanal** von Köndringen bis Riegel; Länge: ½ Stunde.
- c) **Vereinigter Elz-u. Dreisam-Kanal** von Riegel bis in den Rhein bei Oberhausen, oder der Leopolds-Kanal; Länge: 2 ½ Stunden.

Den höchsten Gewässern entsprechend, welche in beiden Flüssen zusammen 28,000 Kubikfuß in der Sekunde betragen (also mehr als die doppelte Wassermenge des niedern Rheins) mussten die Kanäle großartig werden. Die untere Breite des Dreisamkanals ist 50 Fuß, die obere 138 Fuß. Die Tiefe 12 Fuß. Beim Elzkanal unten 70 Fuß und oben 228 Fuß. Die Tiefe 15 Fuß. Beim Leopoldkanal unten 80 und oben 250 Fuß. Die Tiefe 18 Fuß.

Beim höchsten Wasserstande in den 3 Kanälen 2 Fuß weniger, als die Ausgrabungen betragen. Das Profil derselben ist auch so geordnet, dass die Vorländer und Dossirungen als Wiesengelände benützt werden können.

Ohne die Zuschüsse, welche die Flußbaukasse seit dem Jahr 1842 für Vollendung und Reparatur geleistet, betragen die Gesamt Baukosten 833.000 fl.,

[Die damalige Schreibweise wurde weitgehend beibehalten, weil damit der Artikel authentischer wirkt. Vergleich der Maße: 1 „Fuß“ entspricht 0,3m, eine „Stunde“ etwa 5km.]

woran die Staatskasse, wie gemeldet, 300,000 fl., bezahlt hat, und hoffentlich noch 133,000 fl. Übernimmt, damit den Concurrenz-Gemeinden die ursprüngliche Belastung mit 400,000 fl. nicht vergrößert. Über den Dreisamkanal sind 4 und über den Leopoldskanal 5 Brücken erbaut. Am oberen Ende des Leopoldskanals sind 2 mächtige Schleusen, um nach Belieben die Gewässer abzulassen. Aehnliches besteht am Anfang des Dreisamkanales. Die technische Ausführung dieser ausgezeichneten Werke leitete der wohlverdiente Ober-Ingenieur Herr Durban in Emmendingen, den Se.k.G. der Großherzog dafür mit dem Orden geehrt hat.

Leopoldskanal, Träger eines Namens von bestem Klang, verbreite deine Segnungen fort, wie dein edler Schutzpatron.



(Zeichnung: H.Vögtlin, Eichstetten)

Auf dem Riegeler St. Michaelsberg

Am nördlichen Kaiserstuhle
Erhebt sich ein Bergchen so schön;
Umgeben vom Rebengelände;
Gar selten ein Plätzchen sich fände,
Wo Prächtigers wäre zu seh'n.

Wie blickst du so traulich hernieder
Sankt Michael mit deiner Braut,
Dem Kirchlein, das neugeputzt wieder
Beim Singen erbaulicher Lieder
Dir liebend ins Angesicht schaut.

Die Flüsse Elz-, Glotter und Dreisam,
Sie bringen vom Breisgau dir Gruß;
Verkünden stillfließend so achtsam,
Wir halten zu Riegel gemeinsam,
Vereinigung an deinem Fuß.

Die Schwarzwald- und Elsässer Berge,
Sie neigen so stolz sich dir zu,
Als wärest du nur klein wie ein Zwerge;
Doch müssen sie sagen: So merke,
Auch wir sind nicht schöner als du.

Wer einmal besucht hat dich oben,
Kommt wieder zu dir, wenn's kann sein;
Dein Glöcklein, es mahnt so gehoben,
Sein Heim mit der Fernsicht zu loben.
Liebs Bergchen, wie gern denkt man dein!

Verfasst vom Riegeler Lokaldichter

Ludwig Fehr um 1895;

*Q: Der St.Michaelsberg bei Riegel und seine Kapelle,
A.Futterer, Eigen, 1927*

Stell-dich-ein in Riegel

Sisch dert drei schmucki Wäldermaidli?
 Vom Schwarzwald kumme si gar waidli!
 „He, Jungfre, duets pressiere so,
 Wu wenn er hit noch ani go?
 Er mién wohl miéd vum Laufe si,
 Mer kehrt doch au in Riegel i!“

So redt e Riegler Herr si a,
 E frindlicher, scho gsetzter Ma.
 Ihr könnte drinke glich mit mir
 Ins Meyers Garde Riegler Bier.
 Zerst bsinne sie sich, welle nit,
 Doch zletscht gehn sie in Garde mit.

's erscht sait – 's isch vum Prechtal gsi,
 Mer wenn go zemme noch zum Rhi,
 Zum Vetter us der Schwiz noch hit,
 Der nimmt is drei noch Holland mit.
 Mer möchte mache 's Glück so gern
 Wie d' Wiese, unser Bäsli fern.

Die het er mit noch Holland gnumme,
 Sie het dert bal e Mann bekumme
 In Rotterdam, nit wit vom Meer,
 O, die hätt's guet bi dem Mynheer!
 Vielleicht gohts uns drei au eso,
 Daß mir bal Männer übercho.

Nu, ihr henn's guet vor, sait er do
 Der Riegler Herr und lächelt so –
 Bi Euch gohts au nit lang, i wett,
 Ihr Maidli sin jo duundersnett.

He sell nit grad, doch simmer gsund.
 Jo, d' Bäckli, die sin rot und rund.
 Doch sin so guet un sage mir
 Ihr Maidli, wia denn heiße Ihr?
 Die erscht sait: „Elza“ ist mein Name. –
 Wie heiße denn die andre Dame?

Do sait di zweit un lacht en a,
 I kumm hit scho vu Breitnau ra,
 In Hinterzarte jeder weiß,
 Daß ich im Tal „die Dreisam“ heiß.
 I kumm jetz grad vun Friburg her
 Und 's isch mer scho ums Herz so schwer,

Möcht wieder zruck zur Heimet glich,
 Es isch so schön im Himmelrich
 Un dert in sellre schöne Stadt,
 Wu 's isch so sufer und so glatt.

Doch weil ich's Euch versproche ha,
 So reis' i mit nach Holland na.

Die dritti sait: „I heiß Glötterli“ –
 Die kleinscht ischs vun de Maidli gsi –
 Am Kandel obe bin i z' Hus,
 kum hit vum Glottertal scho rus,
 Bin dert im Engel no kehrt i,
 Ha trunke no a Schöppli Wi,
 So gueter Wi, der macht eim froh,
 Bis Holland git's wohl kein meh so!

Vum Laufe sin arg durstig mir,
 Gits denn in Riegel do guet Bier?
 Sell meini, het der Herr do gsait,
 Es isch berühmt jo wit und breit.“
 Und nit allei im Oberland,
 Des Riegler Bier isch weltbekannt.

Doch Maidli, folge jetz mim Rot
 Und esse zerscht e Stückli Brot
 Un Käs derzue, es git au Wurscht –
 Die macht zum Riegler Bier recht Durscht.
 Und isch der glösch und hen er gnue,
 So reise wilterscht, Holland zue!

Zwei Weg zum Rhi gibts – Ihr henn d' Wahl –
 Der nächscht goht links durch de Kanal
 Wu nochem guete Leopold heiß,
 Wie jedes Kind in Riegel weiß,
 Durch selli große Stellfall ni –
 Ihr sin in zwo Stund scho am Rhi.

Doch wenn er noch der Rechte go,
 So henn er schier sechs Stunde no
 Kenzinge, Ruest und Kappel zue –
 I mein, Ihr sin hit gloffe gnue!
 Es isch au schu e wenig spot.
 Zur Linke gehn, des isch mi Rot.

Do sait die Elz und Dreisam mit:
 „Ihr Riegler sin doch netti Lit,
 Ihr sage eim der Weg so nett,
 Wie mache mir denn des nu wett?
 Der Herr sait: „Des könnt gli jo gscheh –
 's könnt Jedi mir e Schmützli geh“.
 Do henn die Wäldermaili glacht
 Und schnell sich uf die Socke gmacht.

Q.: Breisgauer Sonntagsblatt, 1910, S 328
 Signiert mit „L.D.“ [= Ludwig Dill]

Alte Ansicht von Riegel“

Stahlstich aus dem Jahre 1850 nach einer Zeichnung von Johann Richter von 1837
(GLA Karlsruhe)

Die Ansicht zeigt die Situation während der Bauphase des Leopoldskanals (Baubeginn 1836).

Die Einweihung erfolgte nach der Fertigstellung im Jahre 1841.

Zu Ehren des Badischen Großherzogs Leopold erhielt der Kanal seinen Namen.

(Siehe auch Artikel „Enthüllung des Denkmals am Leopolds-Kanal anno 1846“
auf Seite 1 dieses Heftes)

**Notierte Gedanken beim Betrachten der
„Alten Ansicht von Riegel“**

Ludwig Köllhofer †

Ludwig Köllhofer, geboren im nahen Königschaffhausen, wuchs in Emmendingen auf und ging dort zur Schule. Beeindruckende Kindertage verbrachte er im Vorschulalter und später in den Ferien beim Großvater, dem Malermeister Jenger und den Verwandten in Riegel. Seine unvergesslichen Eindrücke beim Betrachten der „Alten Ansicht von Riegel“ schildert Köllhofer in seinen späteren Aufzeichnungen. Die Original-Notiz befindet sich im Köllhofer-Nachlass der Hachberg-Bibliothek und wurde für diesen Beitrag von Herbert Burkhardt leicht überarbeitet. (Siehe auch „Gedanken an Ludwig Köllhofer“ auf Seite 7).

Riegel - alte Heimat.

Aus dem Dorfbild ragt die alte Kirche St. Martin heraus, der Turm ist ungleich größer gezeichnet, dominierend als Mittelpunkt des Ortes. Manches uns heute Wohlvertrautes fehlt im Bilde: die Brauerei, die Schleuse der alten Elz, die Eisenbahnbrücke, der Bahnhof usw., aber der Leopoldskanal ist schon im Bild. Wenn man in Gedanken dem Lauf der Straßen und Gassen folgt, so fällt einem noch mehr auf: vieles ist noch anders als heute, nur der Ortskern zwischen Rathaus und Kirche ist fast unverändert geblieben. Man

sieht noch die alte Holzbrücke gegenüber der späteren Brauerei, auch die Häuschen der Wasserröhler aus herrschaftlicher Zeit stehen noch; aber das „Wassertor“ ist längst schon abgebrochen.

In der Leopoldstraße das alte Schloss der markgräflichen Prinzessin und spätere Kaplanei - noch steht nicht der Luxhof. Man bedenke, das ganze Unterdorf, das von der Leopoldstraße durchquerte Gelände, zwischen Spitalstraße und Römerstraße bis zum Bahnhof war ja markgräflicher Teilherrenbesitz von einer Mauer umgeben. Der Sage nach soll früher zu gewissen Nachtzeiten darauf eine weise Frau gewandelt haben. Entlang der Herrengasse, bis zum Hause Haberer, sieht man ein langgestrecktes Gebäude (längst verschwunden), das vermutlich Wohnung der herrschaftlichen Bedienten, sowie Marstall und Remisen enthielten, davor die alte Brauerei Spuler. Das heutige Rathaus lässt sich nur erahnen.

Zwischen den Häusern (das Gebiet um den Asperg ist mir nicht so gut in Erinnerung) ein abgebranntes Gebäude, dessen Giebel der Zeichner noch nachträglich eingefügt hat. Nicht sichtbar ist der kleine Ortsteil Spittel, er liegt hinter dem Gotteshaus verborgen.

Deutlich erkennt man das Gasthaus Kopf, früher die Gemeindestube, und daneben das Haus mit dem französischen Mansarddach, in dem zu meiner Kinderzeit „s Abte Annili“ wohnte und in ihrem Tante-Emma-Laden schaltete. Auch der Rebstock ist zu erkennen, oder ist es das Haus von Onkel Franz Jenger?

Am deutlichsten ist zu erkennen das alte Kloster, heute Kinderheim, dahinter noch ein Teilstück des Schäfertores, wie ein kleiner Turmrest.

Man schwelgt in Erinnerungen an die Tage der Kindheit und geht, wie ehemals unbeschwert, im Geist durch die Gassen, besucht mit dem Großvater die Festlichkeiten im „Gemeine Garten“ oder an seiner Hand die Kirche. Damals lag in den Wintern viel mehr Schnee, man musste schon sehr früh bahnen. Wie schön war's an Weihnachten in der Christmette, oder am Karfreitag Abend in der „Auferstehung“. Ich erinnere mich noch an jenes „Theatrum“ mit dem Auferstandenen. Alles, was mir so mächtig imponiert hatte, hat jener Kirchenbrand in 1936 vernichtet. Und all die Leute, die man kannte, und die eigenen vielen Verwandten - es war eine schöne, beseeligende, aber auch bescheidene Kinderzeit.

Wenn ich nun so alles nachvollziehe und bei jedem Besuch die wohlvertraute Gestalt des Dorfes erblicke, wird mir immer wieder klar, dass das so herrliche Ortsbild Riegels, von der Brauerei Meyer und ihren Herren behutsam mitgepflegt und die generationenlang als Mäzen gewirkt haben. Vieles trägt ihren Stempel von dem, was heute noch steht; es wurde von ihnen in mehr als 160 Jahren immer wieder sachkundig und liebevoll restauriert wie alles, was den Ort so liebenswürdig macht.

Von früher her habe ich noch den Herrn Richard Meyer in guter Erinnerung, und auch manche Persönlichkeit aus der Brauerei, am besten den Architekten, Herrn Julius von der Ohe und wie könnte es anders sein, jenen großen Mann, der unter seinem Pseudonym im ganzen Kreisgebiet bekannt war: den Pfarrherrn und Geistl. Rat Josef Blum. Auch von andern wurde mir berichtet, dem Bildhauer und Ehrenbürger Anreith, aber auch von so manchem der behäbigen Handwerksmeister. Nicht zu vergessen seien auch jene verdienstvollen Männer, die archäologisch sich hier Verdienste erworben haben: die Herren Schuhmacher und Schreiber, deren Namen unvergessen sind.

Nun bin ich selber alt und denke oft, fast mit Wehmut, zurück an die altvertrauten Gesichter, aber das alte Riegel begrüßt einem immer wieder, so oft wir in seinen Mauern weilen. Wenn dann der vertraute Klang der Turmuhr von St. Martin ertönt, ist es jedesmal eine Reminiszenz an die Kinderzeit. Und die Freunde - und die Jenger-Verwandten - sei es im „Kopf“ oder in der „Arche“ oder wenn ich mit dem „Wahl-Teninger“ Scheitacker zusammentreffe, jedesmal erneuert sich das „Wunder Riegel“ aufs Neue - so empfinde ich das - und ich hoffe, dass dieses Wunder auch andern noch oft begegnen möge!

notiert am 8. August 1997:

Ludwig Köllhofer, Malermeister.



Aufnahme: Hans-Jürgen Günther im Jahre 2003

Gedenken an Ludwig Köllhofer †

Über zehn Jahre sind es jetzt her, dass Malermeister Ludwig Köllhofer (28.3.1923 ~ 14.9.2006) verstorben ist. Als Wappenkundler, Kenner der Emmendinger Stadtgeschichte und des Hachberger Landes, wie das Kloster Tennenbach, die Hochburg, war er weit über die Kreisgrenzen hinaus bekannt als Forscher, Berichte-Schreiber, Zeichner und Auskunftgeber. Besonders Kirchen und Kapellen hatten es ihm angetan.

Wertvolle Beiträge lieferte er z. B. für den seinerzeitigen "Emmendinger Heimatkalender" in den Jahren 1952 - 1992. Er war Mitbegründer des „Arbeitskreises für Heimatkunde“, der zusammen mit der Stadt Emmendingen diese Jahresschrift von 1950 bis 1992 herausgab.

Bei Fachleuten hoch geschätzte Kenntnisse auf dem Gebiet der Heraldik mit hunderten von Entwürfen, Erforschungen und Deutungen machten Ludwig Köllhofer bekannt bei Archivaren und Autoren. Manche Ortswappen, Familienwappen und Symbole landauf, landab tragen seine Handschrift. Bei zahlreichen Führungen durch Wald und Flur konnte er sein Wissen an die Allgemeinheit weitergeben und auf neu Entdecktes aus alter Zeit hinweisen.

Der bescheiden auftretende Handwerksmeister übernahm auch Restaurierungen von Schnitzereien und Möbeln, sowie deren kunstvolle Bemalung, die wir heute noch mit Freude und Erstaunen betrachten können.

Ludwig Köllhofer verstarb im Alter von 83 Jahren am 14. September 2006 an einem Herzschlag, dem er in seinem so geliebten (ehemaligen) Kloster Tennenbach anlässlich einer seiner bekannten und einmaligen Begehungen erlag.

Herbert Burkhardt

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden

O. Weiner

Am 23. Juli 1783 befreite Markgraf Karl Friedrich von Baden seine Untertanen von der Leibeigenschaft und vom Abzug, wofür ihm aus dem ganzen Lande Danksagungen zuzugingen. Der Markgraf ließ dann am 19. September 1783 seine Antwort auf die Ergebenheitsadressen veröffentlichen, und diese machte der badische Amtmann Schlosser in Emmendingen, der Schwager Goethes, über die Grenzen des Landes hinaus einem größeren Publikum bekannt. Er sandte die markgräflichen Verlautbarungen an das „Deutsche Museum“ in Leipzig, wo sie dann auch alsbald, zusammen mit einem Brief Schlossers an den Herausgeber der Zeitschrift erschien.



Großes Badisches Wappen

Zeichnung Bernd Kellner
nach Vorlage von Ludwig Köllhofer †

„Wir hatten“, schreibt der Amtmann, „keine so grobe Leibeigenschaft, wie hier und da im nördlichen und östlichen Deutschland eingeführt ist, aber doch war's immer Leibeigenschaft“ . . . Aber dem Markgrafen war der Name Leibeigene lange zur Last, er wollte auch den Schatten der Knechtschaft vertreiben. Man rechnete ihm vergebens den zu erwartenden Verlust an Einnahmen vor, er blieb bei seinem Entschluss, er entsagte ohne Ersatz einer Einkunft, die er schon lange mit Widerwillen hatte erheben lassen, und erklärte durch ein ureigenes Rescript alle seine Untertanen für „Leibesfrei“. Der Markgraf wollte den warmen Dank nicht annehmen, unerwartet gab er seine Antwort, „dass selbst seine innigsten Vertrauten sie nicht zu sehen bekamen, bis sie zum Druck gegeben wurde. Ich brauche sie nicht zu kommentieren“. Schlosser schließt: „Wenn ich den Aufsatz, den ich Ihnen hier mitteile lese und wieder lese, so dünkt mich auch, dass der Geist, der diese Schritte lenkt, zu rein und groß und zu tätig ist, als

dass wir nicht bald dem Ziele näher kommen sollten. O, wer gesagt hat: Wohl dem Staat, dessen Fürsten Freunde der Weisheit sind, hat ein großes Wort gesagt“. Emmendingen, den 3. Oktober 1783.

Karl Friedrich betont in seinem Antwortschreiben, das Wohl des Regenten sei innig vereint mit dem Wohl des Landes; er könne also, wenn er etwas zum Besten seines Landes tue, dafür keinen Dank annehmen. Er sei vergnügt darüber, ein freies, gesittetes, christliches Volk zu regieren. Er wolle aber den Anlass benutzen, an die Herzen aller derer die ihnen Eingang geben wollen, einige Reflexionen und Ermahnungen zu legen. Jeder Staatsbürger ist eingeordnet in seine Familie, jede Familie in ihren Wohnort, dieser wieder in einen bestimmten Distrikt, das Ganze schließlich steht unter dem Fürsten. Ein rechter Fürst will das Wohl seiner Untertanen; jedes Familienglied im Staatsganzen hat Vorteil an dem Wohl des Staates: Hier ist Geben und Nehmen. Wer Gesetze, Ordnung, Tugend und Religion liebt und zur Richtschnur nimmt, der ist weise, der ist frei. Alle gewinnen an Vermehrung der Produktion. Der reiche Landmann drücke seinen armen Mitbürger nicht. Der Städter begehre nicht, dem Landmann die im Schweiß seines Angesichts hervorgebrachten Produkte um geringe Preise abzudringen. Er kann seinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen.

„Ihr“, wendet sich der Markgraf an alle seine Landsleute, „die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands bewohnt, wo ihr schon vor sieben-hundert Jahren von Zähringen, aus deren Blut Ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den Meinigen, der Ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübnis euch vorzustehen, vereinigt euch mit Mir zum allgemeinen Wohl“. Vom überhandnehmenden Luxus, von Sittenverderbnis, von Armut und Tugendhaftigkeit, von der Erziehung der Kinder, von Religion und Ehre spricht der Fürst, und er schließt dann mit dem Hinweis: Titel, Rang, Reichtum machen nur alsdann Ehre, wenn sie die Folgen edler Handlungen sind, und mit der Mahnung: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen, denn das ist das Gesetz und die Prophezeihung“.

Q.: „Oberländer Chronik, Jg. 1957, Heft 175

Aller guten Dinge sind drei

Über den Sinn französischer Sprachkenntnisse im Alltag (eine amüsante Episode)

Max Waldstetter

„Auch noch ein Franzose!“ Die Politesse unterbrach ihre Pirsch durch die Nebenstraße eines Breisgau-städtchens [*Emmendingen?*] und nahm routiniert den dunkelblauen Renault mit dem gelben rückwärtigen Nummernschild aufs Korn. Eigentlich war an dem Fahrzeug nichts Außergewöhnliches zu entdecken. Alle Teile, die man im Allgemeinen von einem Auto erwartete, waren vorhanden. Auch stand es einwandfrei in der Parklücke. Nicht nur, dass es einen geradezu vorbildlichen Abstand zu den anderen Autos wahrte, nein, es bildete eine so saubere Parallele zum Trottoir, dass der Anblick selbst für einen Mathematiklehrer eine wahre Freude gewesen wäre. „Fast noch ordentlicher eingeparkt als wenn ich es getan hätte“, gestand sich die junge Dame denn auch ein. Und trotzdem tippte sie unerbittlich die Nummer des Kennzeichens in ihren elektronischen Speicher.

Natürlich hieß das geahndete Vergehen nicht „Erregung von Eifersucht bei einer Amtsperson“ oder gar „Unzeitgemäße Ordnung im Straßenverkehr“, sondern schlichtweg: „Unerlaubtes Parken in einer Anwohner-Zone“. Denn laut Gemeindeverordnung hatte jedes fremde Auto sein Aufenthaltsrecht in einer Anwohnerzone verwirkt, sobald es mehr als drei Minuten lang ohne menschliche Begleitung am Straßenrand verweilte. Einzig und allein eine gebührenpflichtige Genehmigungskarte an der Frontscheibe hätte solch einen illegalen Zustand verhindern können. Doch genau diese Zierde eines jeden ordentlichen Anwohnerkraftfahrzeugs fehlte dem blauen Renault ganz offensichtlich.

Die Ordnungshüterin hatte gerade die letzte Zahl des Kennzeichens, die berühmte „67“ für das Nord-Elsass oder - wie es offiziell hieß - das Departement Bas-Rhin ihrem Computer anvertraut, als ein sportlicher, junger Mann auf das Auto zugeeilt kam. „Was tun Sie denn da, Madame?“ rief er ihr schon von einigen Metern Entfernung vorwurfsvoll zu. „Haben die Regierungen unserer Nationen nicht schon vor Jahrzehnten vereinbart, den regelmäßigen Austausch ihrer Bürger zu fördern? Und jetzt soll ausgerechnet ich, der ich hierher gekommen bin, bestraft werden? Nehmen Sie doch Rücksicht auf die deutschfranzösische Freundschaft! Was glauben Sie wohl, hätten Adenauer und de Gaulle zu diesem völkertrennenden Verhalten gesagt?“ Wenn die Blicke der Politesse eine Waffe gewesen wären, hätte sich der Franzose zweifellos mehrere

mittelschwere Verletzungen zugezogen. „Ich schlage vor, dass Sie zuerst einmal die letzte Frage klären“, erwiderte sie mit einer Ruhe, so frostig wie die Höhen des Feldbergs im Winter. „Gerade für Sie könnte ich mir das als eine sehr interessante und anspruchsvolle Aufgabe vorstellen.“ Und während der unüberhörbare ironische Unterton in ihrer Stimme noch nachklang, präsentierte sie kühl lächelnd ihr obligatorisches Formular: 15 Euro wegen Parkens im eingeschränkten Halteverbot für eine Zone; § 41 Abs. 2, § 49 STVO. „Im übrigen,“ fuhr sie im gleichen Tonfall fort, „treffen die Politiker dort oben manchmal recht seltsame Entscheidungen. Denken Sie doch nur an den zwangsweisen Französischunterricht in der Grundschule! Ich selbst habe nie Französisch gelernt und es auch noch nie vermisst.“ Sprach es, machte auf ihrem Absatz kehrt und ließ den bass Erstaunten stehen ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen.

Ein Monat später stand das Auto wieder in der Anwohnerzone. Wieder an einem Mittwoch, und wieder in derselben Straße. Dieses Mal nur etwas weiter südlich. Und wieder kam der Franzose gerade in dem Augenblick herbeigeieilt als der Handcomputer die letzten Zahlen des Nummernschildes in sich aufnahm. „Madam, das ist ja schrecklich. Zwei Strafen in einem Monat! Statistisch gesehen, darf so etwas doch gar nicht passieren. Seien Sie gnädig. Denken Sie an die gute Zusammenarbeit zwischen dem Elsass und BadenWürttemberg. Museen und Vereine, Schulen und Behörden, Feuerwehren und Bürgermeister, alle reichen sich die Hände und lösen die länderübergreifenden Probleme gemeinsam. Lasst uns doch die zum Vorbild nehmen!“ Seine Stimme strahlte heute eine herzliche Gelassenheit aus, obwohl die Sätze fast doppelt so schnell aus ihm heraus sprudelten als man es im Badischen oder Schwäbischen gewohnt war. „Unsere Region muss sich noch viel mehr ... noch viel mehr...“. Krampfhaft suchte er nach dem passenden deutschen Wort. Als er verzweifelt „se rapprocher, se rapprocher“ [*sich näher kommen*] herausstieß und hilfesuchend seine Hände erhob, als solle sie ihm die Übersetzung dort hineinwerfen, tat es der jungen Dame schon ein wenig leid, dass sie in der Schule kein Französisch gelernt hatte.

Mit einer Mischung aus Heiterkeit und Bedauern klärte sie ihn über die verkehrsrechtliche Bedeutung einer Anwohnerzone und über die eisernen Regeln ihrer Stadtverwaltung auf. „Wenn Sie unbedingt in

dieser Gegend parken wollen,“ meinte sie schließlich mit einem spitzbübischen Grinsen, „kann ich Ihnen unsere Besucherparkplätze empfehlen. Zu einem wahren Freundschaftspreis - verglichen mit den Beiträgen, die Sie bisher zur Sanierung unserer Gemeindekasse geleistet haben.“

Der Elsässer, der nur mit halbem Ohr zugehört hatte, lächelte schwach. Fasziniert betrachtete er seine Gesprächspartnerin. Warum waren ihm ihre strahlend blauen Augen und der kurze, rot-gold glänzende Haarschopf nicht schon bei der ersten Begegnung aufgefallen? Und die fesche Uniform samt der Formen, die sich darunter verbargen? „Ich werde alles genau beachten - was immer Sie gesagt haben“, versprach er irritiert. „Nächstes Mal. Bei meinem nächsten Besuch in einem Monat.“ Dann murmelte er ein flüchtiges „Adieu“ und quittierte ihr freundliches „Tschüss“ mit einem dankbaren Kopfnicken.

Wieder war ein Monat vergangen. Es war Urlaubszeit. Die herrliche Umgebung und das schöne Wetter hatte zahlreiche Touristen aus nah und fern in die Stadt gelockt, und so fand man an allen möglichen und unmöglichen Stellen Fahrzeuge mit auswärtigen Kennzeichen, sogar in der Anrainer-Zone! Er wäre müßig gewesen, die Herkunft aller Falschparker aufzuzählen, jedoch - ein Elsässer befand sich heute nicht darunter. Weder hier, noch auf den ausgewiesenen Besucher-Parkplätzen. Und das, obwohl es wieder Mittwoch war. Selbst unter den vielen vorüberfahrenden Autos, denen die Politesse kurze, hoffnungsvolle Blicke zuwarf, war kein Auto mit gelbem Kennzeichen auszumachen. Zumindest kein dunkelblauer Renault. Es schien gerade so, als würden heute alle Fahrzeuge dieses Typs die Gegend weitläufig umfahren.

Gedankenverloren trottete die junge Dame weiter. Doch plötzlich blieb sie unvermittelt vor einem Buchladen stehen. War das nicht das Auto? Da drüben, direkt gegenüber, in der einmündenden Straße? - Ohne Zweifel! Nur stand es dieses Mal nicht in der Anwohner-Zone. Nein, dieses Mal geruhte es, mitten in der Fußgängerzone zu parken. Die Politesse eilte über die Straße und hielt nach dem vermissten Halter Ausschau. Aber das einzige, was sie sah, war ein älterer Herr mit Hut und einem Dackel, der gemütlich vorbeisclenderte und ihr auffordernd zunickte. „Ja, ja. So isch es halt emal! Manche Leut’ bringt mer nur üwer’s Portemonnaie auf de richtige Weg.“ Was blieb der Ärmsten da

anderes übrig, als die Nummer des Kennzeichens ein weiteres Mal einzutippen und einen weiteren „Strafzettel“ unter den Scheibenwischer des ihr so vertraut gewordenen Wagens zu klemmen?

„Aller guten Dinge sind drei. Summe: 60 Euro,“ dachte sie und blieb unschlüssig stehen. Was nun? Noch während sie so vor sich hin grübelte, sah sie die athletische Gestalt des Elsässers um die Straßenecke biegen. Sein Schatten eilte ihm um Mannslänge voraus und bedeckte im nächsten Augenblick ihren Körper.

„Dieses Mal habe ich das Auto weit weg von der Anwohner-Zone geparkt,“ stieß er atemlos hervor. „Von hier aus habe ich Sie überall gesucht. Ich bitte Sie inständig ... Sie müssen mir unbedingt noch mehr erzählen ... über die deutschen Verkehrsregeln ... und vor allem ... vor allem auch etwas über sich selbst. Bitte nehmen Sie endlich Rücksicht auf meine grenzüberschreitenden Gefühle.“ Er zögerte kurz und runzelte die Stirn. Sollte er ihr jetzt eröffnen, dass ihn seine elsässische Heimatgemeinde hierher geschickt hatte, um die Kontakte mit den deutschen Nachbarn zu intensivieren? Sogleich verwarf er den Gedanken. Er erschien ihm in diesem Augenblick reichlich unpassend - oder besser gesagt, viel zu gut passend. Schließlich kam ihm die deutsche Redewendung von der Kürze und der Würze in Erinnerung, und er beschränkte sich auf eine ganz banale Frage: „Darf ich Sie heute nach der Arbeit zu einer Tasse Kaffee einladen?“

Erwartungsvoll schaute er ihr in die Augen; lächelnd erwiderte die Politesse seinen Blick. Dann warf sie ihren Kopf zurück und lachte herzlich. „Sie dürfen; Sie dürfen! Aber eines müssen Sie mir vorher verraten. Warum haben Sie diese Frage nicht schon 30 Euro früher gestellt?“ Und als sie sein verduztetes Gesicht sah, fügte sie verschmitzt hinzu. „Immerhin hatte ich dadurch genügend Zeit, einen Französischkurs bei der Volkshochschule zu belegen. „Voulez-vous prendre le café dans le restaurant vis-a-vis?“.

Q.: Max Waldstetter, in „Schwarzwälder Hausschatz“ f.d.J. 2009

Die Adresse des Autors konnte nicht ermittelt werden, da die Geschäftsstelle des „Schwarzwälder Hausschatzes“ in Oberndorf keine entsprechende Unterlagen mehr im Zugriff hat.

Revolutionäre gab es 1848/ 49 auch im unteren Breisgau

Michael Koch aus Oberhausen rettet den Großherzog

Josef F. Göhri

Mit den unruhigen 1848er Revolutionsjahren hatte der Biedermeier seinen Zenit überschritten. Damit war eine Epoche zweideutiger Behaglichkeit vorbei.

Die Jugend lief Sturm gegen die Gepflogenheiten eines trägen und satten Bürgertums. Revolutionäres Gedankengut schwappte über den Rhein. Zu jener Zeit überschritt die siebentausend Mann starke „Pariser Legion“ bei Kembs den Rhein.

Abenteurer und Heißsporne, aber auch angesehene Bürger, auch aus dem Breisgau, schmückten sich mit dem Heckerhut, agierten im Geheimen und kämpften in den Freischaren gegen deutsche Bundestruppen.

Um der drohenden Gefahr eines Einbruchs revolutionärer Scharen aus Frankreich und der Schweiz zu begegnen, erfolgte auf Antrag der Badischen Regierung Ende März 1848 die teilweise Mobilmachung des VII. und VIII. deutschen Bundeskorps unter dem Oberbefehl des bayrischen Feldmarschalls Prinz Carl von Bayern. Hessische, nassauische, kurhessische, württembergische und bayrische Truppen marschierten im Norden und Süden des badischen Landes ein.

Vom badischen Teil des VII. Bundeskorps marschierte eine Abteilung unter Führung des Markgrafen Max von Baden nach Mittelbaden. Am 14. April 1848 wurde der Markgraf auf Verlangen des Landtags seines Kommandos enthoben. An seiner Stelle trat Generalleutnant von Gagern. Mit einem hessischen und zwei badischen Bataillonen, drei Schwadronen und sechs Geschützen marschierte er nach Süden, dem Freischarenführer Hecker entgegen, dessen Marsch von Konstanz durch das Wiesental nach Freiburg gemeldet war. Auf der Scheideck, fünf Kilometer östlich von Kandern, kam es am 20. April 1848 zum Kampf. General Gagern, der den Versuch machte, Hecker zur Waffenstreckung zu bewegen, wurde jedoch durch einen Freischärler erschossen. Im Sturm wurden

dann die revolutionären Einheiten in alle Winde zerstreut. Hecker flüchtete in die Schweiz.

Am 24. April 1848 besetzten zweitausend Freischärler die Bürgermetropole Freiburg.

Die mangelnde Bewachung der Grenzen, die Unzulänglichkeit an Kampfbereitschaft benützte der Revolutionär Struwe zu erneutem Einbruch aus der Schweiz. Am 21. September 1848 überschritt er mit seinem Freischarenzug bei Lörrach die Grenze. Über Müllheim führte sein Weg mit dreitausend Mann nach Staufen. Dort stellten ihn am 25. September 1848 badische Truppen zum Kampf. Struwe unterlag und wurde auf der Flucht bei Wehr gefangen genommen.

Der Oberrhein von Lörrach bis Straßburg wurde nun von badischen und württembergischen Truppen unter den Generälen von Gayling und von Miller unter scharfe Bewachung gestellt. Zu Anfang 1849 begann sich die Revolution in Baden erneut zu erheben. Österreich und Preußen war es gelungen, mit ihrer militärischen Übermacht, die übrige Volkserhebung abzuwürgen. Die Freischärler rekrutierten sich in Hunderten von Gruppen im gesamten Land. Im April 1841 gründete der Arzt Welker aus Waldkirch revolutionäre Volksgruppen im Breisgau. Der Emmendinger Stadtrat Kiefer, Wernweg von Kenzingen und Julius Bannwart aus Bleichheim beriefen den aus vierzehn Personen bestehenden Landesauschuss der Volksvereine in ihre Reihen. Aus diesem Dachverband entstand die spätere provisorische Revolutionsregierung.

Das aus siebenhundert Mann bestehende Emmendinger Bürgerwehrebataillon, angeführt von Major Ringwald, kämpfte ebenfalls in den Reihen der Republikanischen Volksarmee. Die Preußen zerschlugen mit ihrer modernen Bewaffnung (seit 1840 verfügten sie über das Zündnagelgewehr) die Freiheitsträume der Bürgerwehrsoldaten.

Am 11. Mai 1849 brach die Meuterei in der Festung Rastatt aus. Offiziere, die den meuternden Soldaten entgegentraten, wurden misshandelt. Der Kriegsminister, General Hoffmann, erschien mit Truppenteilen aus Karlsruhe. Sein Bemühen, die Aufständischen zum Gehorsam zurück zu führen, war erfolglos. Rastatt, jetzt die Festung der Revolution, angefüllt mit Waffen und Munition, gab den Truppen im Land das Zeichen zum Aufstand. Bald war die ganze badische Armee aus den Fugen geraten. Der Großherzog musste fliehen.

Michael Koch aus Oberhausen rettet den Großherzog

Michael Koch diente 1848 bereits das dritte Jahr als Grenadier in einem badischen Regiment in Karlsruhe. Mit seinem wachen Verstand und seiner außerordentlichen Begabung erreichte er bald den Stand des Unteroffiziers. Koch war in die Reihen der Aufständischen eingetreten, jedoch unter der Prämisse, jedwedes Blutvergießen zu verhindern. Als der damalige Großherzog die kasernierten, aufrührerischen Truppenteile besuchte, stellen sich die Soldaten in bedrohlicher Weise gegen ihn. Koch öffnete dem flüchtenden Großherzog ein Fenster im zweiten Stock und schuf ihm so die Möglichkeit, sich an einem, die Wand emporrankenden, wildwachsenden Rebstock hinunter zu schwingen. Michael Koch befahl in diesem Moment seinen Kameraden, nicht auf den Flüchtenden zu schießen. Seine revolutionäre Taktik wollte er nicht mit Blut besudeln. Diese Handlungsweise rettete ihm nach Niederschlagung des Aufstandes durch preußische Truppen das Leben. Von den Aufständischen zum Leutnant befördert, beteiligte er sich in den Reihen der badischen Auführer, auf einem weißen Schimmel reitend, am Gefecht bei Waghäusel. Nach der verlorenen Schlacht floh er.

In die Heimat zurückgekehrt, hefteten sich die nachfolgenden Truppen an seine Fersen. Er versteckte sich im Rheinwald auf einer Ruster [*Buchenart*] im Breitengießen. Zwischendurch auch im Strohgelege des elterlichen Anwesens. Nachdem Koch zugetragen wurde, dass er durch die damalige Lebensrettung des

Großherzogs kein Todesurteil zu erwarten habe, stellte er sich den Behörden. Im „Gasthaus Engel“ in Kenzingen amtierte damals der Stab. Dort wurde er sofort festgenommen und zu drei Jahren und sechs Monaten Festungshaft verurteilt. Allein hundertsechs Tage dauerte die Untersuchungshaft. Ein Mitgefangener aus Merdingen wurde zum Tode verurteilt und erschossen. Nach Verbüßung der Strafe kehrte Michael Koch in die Heimat nach Oberhausen zurück, wo er sich als angesehener und tüchtiger Handwerker bestätigte. Koch arbeitete als Maurerpolier. Unter seiner Aufsicht erfolgte der Umbau der Pfarrkirche 1882/ 83. Auch beim Bau des Amtsgerichtsgebäudes in Kenzingen führte er Regie. Koch war ein großer, stattlicher Mann, der bis ins hohe Alter kerzengerade daher kam. Wenn er in späteren Jahren auf die Ereignisse zurück kam und erzählte, wie die preußischen Truppen ihn nach der Niederschlagung des Aufstandes suchten, um ihn zu verhaften und einzukerkern, dann sagte er immer: „Um e Boße [*Stroh Bündel*] hätte sie mi kaa.“ Er hatte sich nämlich unter dem gebündelten Strohstapel der Scheune versteckt, die die preußischen Kavalleristen Stück für Stück lüfteten. Kurz vor der letzten Strohlage brachen sie ihre Suchaktion ergebnislos ab, in der Annahme, den Gesuchten anderweitig zu finden. Michael Koch war am 18. September 1824 in Oberhausen geboren. Am 05. April 1898 verstarb der einstige Retter des Großherzogs in seiner Heimatgemeinde.

Am 14. Mai hielt der „regierende Landesausschuss“ seinen Einzug in Karlsruhe. Unter gleichem Terror wie Baden stand schon längere Zeit die Pfalz.

Die Stärke der beiden Revolutionsheere betrug jetzt fünfundvierzigtausend Mann mit fünfundsiebzig Geschützen. Den Kern bildeten Soldaten, Volkswahre, größtenteils mit Gewalt rekrutiert, und Freischaren aus allen Teilen Deutschlands aus der Schweiz und Frankreich.

In den übrigen angrenzenden Ländern waren die Regierungen stark genug, um geordnete Zustände zu bewahren.

Trotz mehrfachen Ersuchens des nach Mainz geflüchteten Großherzogs an die Reichszentralgewalt, den Aufstand in Baden nieder zu

schlagen, geschah außer Proklamationen nichts. Darum wandte sich der Großherzog Leopold an Preußen.

Zum Oberbefehlshaber für die Niederwerfung des Aufstandes wurde Prinz Wilhelm von Preußen ernannt, der spätere deutsche Kaiser.

Am 20. Juni überschritt das I. preußische Korps bei Germersheim den Rhein. Prinz Wilhelm erklärte für das Land Baden den Kriegszustand. Bei Waghäusel erlitten preußische Truppen am 23. Juli eine Niederlage. Vier Tage dauerten dort die Kämpfe zwischen preußischen Truppen und den etwa zwanzigtausend Mann starken Revolutionären. Stellenweise wurde blutig gerungen. Mit dem erfolgreichen Gefecht bei Gernsbach brach die Murgstellung zusammen. Die Überbliebenen des Revolutionsheers eilten nach Süden. In den Tagen vom 06. bis 12. Juni überschritten die geschlagenen Revolutions-truppen an sechs Stellen den Rhein zwischen Basel und Konstanz und flüchteten in die sichere Schweiz.

Nur die Federn am Heckerhut waren geknickt

In Tutschfelden zeigte auch Jörg Sattler mit einem federgeschmückten Heckerhut den Mitbürgern seine demokratische Gesinnung. Dass dies womöglich in den Kasematten der Festung Rastatt enden konnte, darüber war Jörg Sattler nicht besonders verärgert. Auf der Flucht vor den heranziehenden, blauberockten Schwadronen der Preußen, die bereits auf der Höhe des Unterdorfes auftauchten, versuchte er, nach all den Niederlagen der Freischärler, eilig wieder nach Hause zu kommen. Noch hatte er nicht sein Domizil erreicht, als ihn einer der Reiter erspähte. In die Enge gedrängt, flüchtete er in ein fremdes, umschlossenes Hofgebäude, verfolgt von der berittenen Soldatenschar. Durch eine schmale Mauerpforte, unpassierbar für den einzelnen Reiter, der ihm bis 2 Strohbindel hierhin nachsetzte, hetzte er zu seinem Hof. Als der Flüchtling bei seiner erschreckten Frau auftauchte, konnte er ihr nur noch zurufen: „Aa Preiß!“, dann war er plötzlich spurlos verschwunden.

Die gefürchteten preußischen Kavalleristen hatten das Haus des Revolutionärs aufgespürt.

Mit blanken Waffen drängten sie seine Frau zu einer Aussage über den Verbleib ihres Mannes. Vom Keller bis unters Dach durchstöberten sie alle Ecken, Fässer und Behältnisse. In Scheune und Stallungen hinterließen sie bei der Suche nach dem Unterschlupf des Mannes mit dem Heckerhut ihre chaotischen Spuren.

Der Überfall der Preußen ging dieses Mal ins Leere. Unverrichteter Dinge zogen sie ab, nicht ohne der vor Schreck erstarrten Frau unter Androhung schrecklicher Dinge ein Wiedersehen zu sagen. Jörg Sattler hatte sich in seiner Not ein ungewöhnliches Versteck ausgesucht. Hoch oben, im offenen Rauchfang eingeklemmt, hielt er sich an zwei Mauerhaken zwischen geräuchertem Speck fest. Hustend und rauchgeschwärzt, aber gesund und munter, stand er plötzlich wieder vor seiner zum wiederholten Male erschrockenen Frau. Nur die Federn am Heckerhut waren geknickt. „Aber der Preiß“, so meinte er, „het mi nit verwischt!“

Der hintere Teil Bleichheims:

Mit aufrührerischen Parolen versammelte um diese Zeit der Bleichheimer Julis Bannwart sein Fähnlein der „sieben Aufrechten“ vor dem Aufgang zum „Gasthaus Hirschen“ in Bleichheim. Den martialischen, federgeschmückten Heckerhut auf dem Kopf, war seine vorge-tragene, scharfzüngige Rede eine einzige Abrechnung mit dem Ortsadel, dessen Länder-eien er nach seinem Gutdünken aufteilte. Zaghaft kann aus den Reihen der Zuhörer, die aus den Nachbarorten den Kreis der Aufständischen vergrößerten, ebenfalls der Wunsch nach Berücksichtigung einer Landzuteilung zum Ausdruck. „Meine Herren“, sagte der Redner, „Ihr Wunsch ist mir Befehl!“ Nachdem in diesem Zusammenhang auch die Rede von der Auflösung der gräflichen Schlossbergwaldungen war, erklärte Bannwart: „Von all dem, was es zu verteilen gibt, erhaltet Ihr den hinteren Teil.“ Bei dem Versprechen ist es allerdings geblieben. Mancher durfte ihn behalten, aber nicht allen Republikanern gelang es, ihren hinteren Teil zu guter Letzt in Sicherheit zu bringen.

In der Festung Rastatt kämpften unterdessen fünftausend-fünfhundert Mann Revolutions-truppen, fest umschlossen vom II. preußischen

Korps. Am 22. Juni 1849 verließ eine abgerissene, hoffnungslose Schar aus drei Toren die Festung und ergab sich auf Gnade und Ungnade den Siegern. Die Revolution war niedergeschlagen.

Die republikanische Regierung rettete sich mit den Resten der Volksarmee nach dem 26. Juni 1849 in die Schweiz.

Die Volksbewegung hat die aufgehende Morgenröte für das deutsche Volk keineswegs verblassen lassen. Im Gegenteil, sie war sicherlich Vorläufer eines wichtigen Entwicklungskonzepts, das die liberale Tradition, besonders in Baden und später in Deutschland, begründete. Ohne Zweifel war die Revolution aber auch eine nicht unerhebliche zeitliche Unterbrechung im Entwicklungsprozess Badens.

Der Kreuzwirt von Kürzell befreit seine Heimatgemeinden.

Emil Baader

1796 überschritten die Franzosen bei Kehl wieder einmal den Rhein. Über Offenburg, Biberach, Schönberg und Reichenbach zogen sie nach Lahr. Früchte, Wein und Holz mussten abgeliefert werden. Im folgenden Jahr kam der Feind ins Ried und nach Ettenheim. Wiederum mussten viele Einwohner fliehen.

Verhältnismäßig rasch ging dieser Krieg („französischer Revolutionskrieg“ zwischen Österreich und Frankreich) zu Ende. Aber die Franzosen verblieben im Land. Sie erhoben Kriegssteuer und zwangen die Einwohner zu Frondiensten. Sehr schlimm trieben es die Franzosen in Kürzell. Auf Gemeindkosten zechten sie Tag für Tag im Gasthaus zum Kreuz. Das konnte der Kreuzwirt, ein wackerer Mann, Johann Georg Pfaff mit Namen, auf die Dauer nicht mit ansehen. Durch eine List gelang es ihm, die Feinde zu vertreiben.

Durch mutige Burschen ließ er eines Abends die wenigen Geschütze, die sich im Besitz der Gemeinde befanden, heimlich in den Allmannsweierer Wald schaffen. Mitten in der Nacht ließ er das Feuer eröffnen. Die Franzosen glaubten, dass die Österreicher anrückten und flohen nach Kehl. Bald darauf zeichnete sich der Kreuzwirt als Patrouillenführer aus. Die österreichischen Husaren, die in Dinglingen lagen, suchten einen zuverlässigen Führer zum Auskundschaften der französischen Stellungen. Pfaff meldete sich. Er ritt allein bis zu den Vorposten, in Bauertracht. Am folgenden Tag übernahm er die Führung einer verstärkten Ulanenabteilung. Französische Reiter wurden überfallen und gefangen.

Im Dorfe richtete der Kreuzwirt eine Bürgerwehr ein. Der Abt von Schuttern hatte ihm eine Hauptmannsuniform gestiftet. Das Dorf war nun lange Zeit von feindlichen Überfällen sicher. Zum Lohne für feine Taten wurde der Kreuzwirt vom Kaiser mit dem großen goldenen Verdienstorden ausgezeichnet.

Durch Verrat fiel der Tapfere in die Hände der Feinde. Er kam vor das Kriegsgericht und wurde zum Tode verurteilt. Der französische General Klein aber begnadigte ihn mit den Worten: „Ich wünsche, daß jeder Franzose so mutig für sein Vaterland kämpft, wie dieser Deutsche es für seine Heimat getan hat!“

Q.: Emil Baader, Land und Leute der oberen Ortenau,
Schauenburg-Verlag, Lahr, 1937

Zuwanderung vor 240 Jahren

Siegfried Peter

Die am 1. Januar 2014 in Kraft getretene Freizügigkeit für Arbeitnehmer aus Rumänien und Bulgarien hat in Deutschland, aber auch in anderen Staaten der Europäischen Union zu kontroversen Diskussionen geführt. Befürchtet wird vor allem die Zuwanderung von ungelernten oder schlecht ausgebildeten Menschen, die hier keine Arbeit finden und den Sozialkassen zur Last fallen. Derartige Sorgen gab es schon vor mehr als 240 Jahren. Damals gab es zahlreiche Kleinstaaten mit vielen Grenzen und keine verbindliche Regelungen. In den meisten Fällen entschieden die Gemeinden, wer als Bürger aufgenommen wird und damit eine selbständige Tätigkeit ausüben durfte. Beispiele dafür sind die nachstehend geschilderten Fälle aus **Köndringen und Heimbach**. Sie zeigen aber auch, dass das Handwerk nicht immer einen „goldenen Boden“ hatte.

Im Frühjahr des Jahres 1777 wollte sich der Weber Johann Jakob Grieshaber aus Hohenweg im Schwarzwald in **Köndringen** niederlassen und stellte dazu einen Antrag auf Annahme als Bürger. Er verwies auf vorhandenes Vermögen und erklärte sich bereit, die Witwe eines verstorbenen Webers zu heiraten. Trotz dieser Zusage waren die Köndringer Weber und die Obrigkeit gegen den Antrag, zumal es sich bei dem Antragsteller um einen Ausländer (aus Württemberg) handelte. In einem Schreiben vom 20. Mai 1777 an das Oberamt Emmendingen heißt es unter anderem:

„Es wird hiermit befohlener Maß gehorsamst berichtet, was wir gegen die Bürgerannahme des Johann Jakob Grieshaber von Hohenweg aus dem Württembergischen einzuwenden haben:

1. haben wir zwölf Webermeister in hiesiger Gemeinde und vier sind noch auf der Wanderschaft, und in Landeck haben wir auch vier Meister, die Weberhandwerk treiben, welche sämtliche Webermeister sich hierüber beschwerten, und geben vor, sie hätten selbst zu Zeiten nicht Arbeit genug.
2. ist der Anwachs junger Mannschaft so stark hier, dass man sich sollte wundern, wo solche in hiesiger Gemeinde unterschlaup bekommen sollten. So können wir nicht anders, als solcher Bürgerannahme eines Fremden, so viel unser Gewalt sich bestrebt zu steuern und zu wehren, indessen möchte ein Hochfürstliches Oberamt es uns zu Gnaden halten und uns hierinnen verschonen.

Wir verharren eines Hochfürstlichen Oberamts unterthänigste Vogt Engler, Stabhalter Wahl.“
Oberamtman Johann Georg Schlossen leitete das Schreiben am 30. Mai weiter und gab dazu folgende Stellungnahme ab:

„Durchlauchtigster Markgraf, gnädigster Fürst und Herr!

Johann Jakob Grieshaber von Hohenweg, Herzoglich-württembergisches Oberamt Hornberg, bittet um Bürger-Annahme nach Köndringen unterthänigst.

Der Supplikant, der seiner Profession ein Weber ist, will sich mit der Webers Jakob Clorer Witwe von Köndringen verheurathen, und bittet um Bürger-Annahme dahin unterthänigst. Die Vorgesetzten widersetzen sich aber der Annahme, und ihre in der Anlage enthaltenen Gründe sind nicht zu verwerfen. Es setzet zwar dagegen, dass die Clorerische Wittib, die Supplikant heurathen will, Geräthschaften zu ihrem Handwerk hat, und als eine Wittib mit etlichen Kindern nicht leicht eine bessere Gelegenheit zur Fortsetzung des Handwerks finden wird, überdies der Supplikant ein Vermögen von 304 Gulden einzubringen im Stande ist. Man hat von den Württembergern bisher noch selten eine gute Abquisition gemacht, indem die meisten ihr Einbringen nur auf dem Papier haben. Auch ist gewiss, dass die Köndringer Meister jetzt nicht viel zu tun haben. Ich stelle jedoch Supplikanten Gesuch in derjenigen Devotation anheim, in welcher ich ersterbe als Euer Hochfürstlicher Durchlaucht unterthänigst treu gehorsamster Schlosser.“
Ob der Antragsteller bei Markgraf Karl Friedrich mehr Erfolg hatte, ist aus den Unterlagen nicht ersichtlich.

Ein ähnliches Schicksal erlitt sieben Jahre später der Steinhauer Mathias Kaiser in **Heimbach**. Er hatte eine Witwe mit zwei Kindern geheiratet und danach das Bürgerrecht erhalten. Die Grundherrschaft und die Gemeinde hatten allerdings damit die Bedingung verbunden, dass er als Geselle arbeitet, bis sich die Zahl der örtlichen Steinhauermeister verringert. Für die Wintermonate könne er durch einen Handel mit Waren ein zusätzliches Einkommen erlangen. Trotzdem stellte er im Februar 1784 einen Antrag als Meister zugelassen werden, der umgehend abgelehnt wurde.

Gegen die Ablehnung appellierte Mathias Kaiser mit Hilfe eines Anwalts bei der Regierung von Vorderösterreich in Freiburg. Dieser trug vor: sein Mandant habe nur geringe Güter, aber Schulden. Von seinem Verdienst als Geselle und mit seiner Handlung könne er kaum die Zinsen bezahlen. In Heimbach gebe es nur neun Steinhauermeister, welche sich gut ernähren. Da zwei seiner Vorfahren und der erste Ehemann seiner Frau als Steinhauermeister tätig gewesen seien, empfinde er die Ablehnung seines Antrages als besonders ungerecht. Aus seiner Sicht sei „die nöthige

Untherkunft für alle Dorfbewohner wichtiger, als der Überfluss weniger Zunftgenossen“.

Die um Stellungnahme gebetene Grundherrschaft antwortete: „Mit dieser Meinung würde jeder Landstreicher das Recht haben, sich an jedem Ort nieder zu lassen.“ Es sei befremdlich, dass der Bittsteller sich an die Regierung wende, schließlich habe er sich selbst der Bedingung unterworfen. Von Überfluss könne in Heimbach nicht die Rede sein. Bereits anwesende Steinhauermeister könnten sich kaum von ihrem Handwerk ernähren. Weiter heißt es wörtlich:

„Die Zulassung ist aber aus folgenden Gründen für den Bittsteller nicht von Vorteil:

- a) er bekommt Gesellenlohn täglich 18 Kreuzer und zwei Kreuzer für Kost, oder Stücklohn von 30 bis 36 Kreuzer,
- b) außerdem ist seine Geschicklichkeit nicht so groß, es ist besser für ihn, noch einige Jahre zu lernen,
- c) als Meister kann er durch Ungeschicklichkeit seine Schulden noch vergrößern und seine Familie in Unglück stürzen,
- d) er hat bei seinem Antrag auf Bürgerrecht selbst angeboten, im Winter einen kleinen Handel zu treiben. Wenn er nun vorbringt, er hat kein Geld um

Waren einzukaufen, so zeigt das seine Unwissenheit.

„Anthonia und Francisca Duminique.“

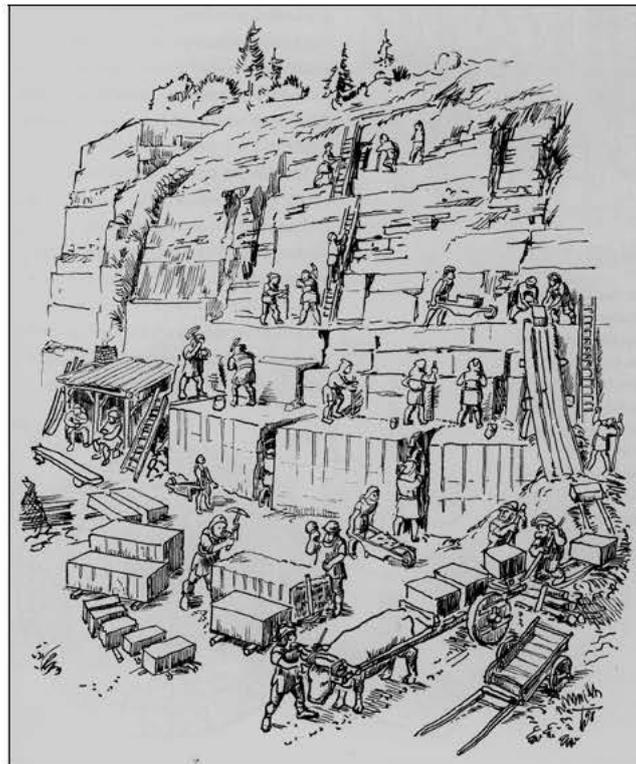
Mit Bescheid vom 14. Juni 1784 wurde die Petition des Mathias Kaiser endgültig abgewiesen. Der Grundherrschaft wurde empfohlen dem Antrag nachzukommen, sobald sich die Zahl der Meister vermindert hat.

Doppeltes Pech hatte im Jahre 1800 der in Heimbach geborene und aufgewachsene Steinhauer Georg Wild. Er hatte eine Steinhütte bei Tennenbach übernommen und wollte die dort wohnhafte Agnes Obergefäll heiraten. Doch Tennenbach nahm ihn nicht in der Gemeinde auf, und Heimbach lehnte den Zuzug der künftigen Ehefrau ab. In seinem Antrag an die Regierung in Freiburg verwies Georg Wild auf sein gutes Einkommen und die Tatsache, dass Heimbach in den letzten Jahren schon „einige Ausländer aus dem Badischen“ aufgenommen habe. Zwei Jahre später wurde Heimbach angewiesen, den Zuzug der Agnes Obergefäll zu gestatten.

1806 kam der vorderösterreichische Breisgau zum Großherzogtum Baden. Damit waren in diesem engen Bereich die Grenzen gefallen. Bis zur Freizügigkeit in Teilen Europas war der Weg aber noch weit.

B. Schaufelberger:

„Im Steinbruch von Heimbach mag es so zugegangen sein“



Zeichnung: Bernhard Schaufelberger

Zu wenig Züge halten in Emmendingen Streit deswegen schon vor über 100 Jahren

Bericht im „Hochberger Bote“, Emmendingen, am 9. März 1899:

Vergangenen Montag Vormittag fand im oberen Saale der Freiburger Bourse die diesjährige Generalversammlung der Handelskammer statt, wobei auch Emmendingen vertreten war.

[Zunächst wurden der Tätigkeitsbericht erstattet, dessen erste Punkte Banken sowie Kleinhandel mit Garnen betrafen, die schnell abgehandelt waren. Lediglich der Bericht über die neuen Güterbahnhofsanlagen veranlaßte eine längere Aussprache.]

Gegen den Sommerfahrplan wurden mehrere Ausstellungen gemacht. Namentlich vertrat die Stadt Emmendingen Herr Karl Ringwald und ersuchte die Handelskammer bzw. den Vertreter derselben im Eisenbahnrathe, Herrn Pfeilsticker, dafür einzutreten, daß einer der Abendschnellzüge (nicht wie es in den Berichten Freiburger und Karlsruher Blätter heißt „mehrerer“ oder „einiger“) welche in Basel keinen Anschluß haben, hier hält. Herr Enders (Emmendingen) unterstützte den voll berechtigten Antrag auf das wärmste und betonte, daß die kräftig emporblühende Stadt Emmendingen eine Berücksichtigung in vollem Umfange verdiene. Bei diesem Anlaß verstieg sich der Vorsitzende der Handelskammer zu der höchst subjektiven Anschauung, daß er keinen Grund für den Halt einsehe und dann jede „Ortschaft“ wie „Krozingen, Kenzingen, Riegel“ das gleiche Begehren stellen könne. Ohne unseren lieben Nachbargemeinden nahe treten zu wollen, dürften dieselben jedoch, was Größe, Verkehr und Bedeutung anbelangt, sich nicht gleich mit Emmendingen stellen. Gegen diesen Vergleich legte Herr Ringwald Verwahrungen ein.

[Jetzt wird noch über Anträge und Wünsche berichtet, die mit der Thematik „Zughalt in Emmendingen“ nichts mehr zu tun haben]

Bericht im „Hochberger Bote“, Emmendingen, am 22. März 1899:

Vor einigen Tagen erschien in der „Breisg. Ztg.“ eine Mitteilung von hier, welche über die geringe Unterstützung beklagt, welche die Handelskammer der Stadt Emmendingen bezüglich der erstrebten Schnellzughalte gewährt. Auf diese Aeußerung hin erläßt die Handelskammer folgende Erwiderung: Der Artikel von Emmendingen vom 19. März nöthigt uns zu einer Erwiderung. Dem in der

Generalversammlung der Handelskammer von den Vertretern von Emmendingen vorgebrachten Wunsche, daß einige Schnellzüge an diesem Orte anhalten möchten, wurde seitens unseres Vorsitzenden, unterstützt von unseren Mitgliedern des Eisenbahnrathe, erwidert, daß die Handelskammer als Vertreterin der Gesammthandelsinteressen des Kreises mit aller Energie dafür eintreten müsse, daß der Lokalverkehr der benachbarten Städte mit Freiburg möglichst gut ausgestaltet werde, daß aber ein zu häufiges Anhalten der Schnellzüge vom objektiven Standpunkte aus nicht wünschenswerth sei, da die Badischen Staatsbahnen der sehr scharfen Konkurrenz der elsäß-lothringischen Bahnen zu begegnen haben, und wenn man Emmendingen durch Anhalten einiger Schnellzüge bevorzuge, so werde die Konsequenz die sein, daß auch andere Orte wie Kenzingen, Riegel (mit Endingen und dem Kaiserstuhle), Denzlingen (mit Waldkirch) und Krozingen (mit Staufen, Sulzburg usw.) denselben Anspruch erheben könnten und es würden dann unsere Schnellzüge aufhören ihre bisherige internationale Rolle auszufüllen zum Schaden der Badischen Staatsbahnen und zum Nutzen der Reichsländischen. Trotz dieser Ausführungen, welche der betr. Einsender „mehr wie naiv“ nennt, hat unser Vertreter im Eisenbahnrathe den Wunsch von Emmendingen daselbst vorgebracht, jedoch, wie zu erwarten, ohne Erfolg.
Die Handelskammer für den Kreis Freiburg.

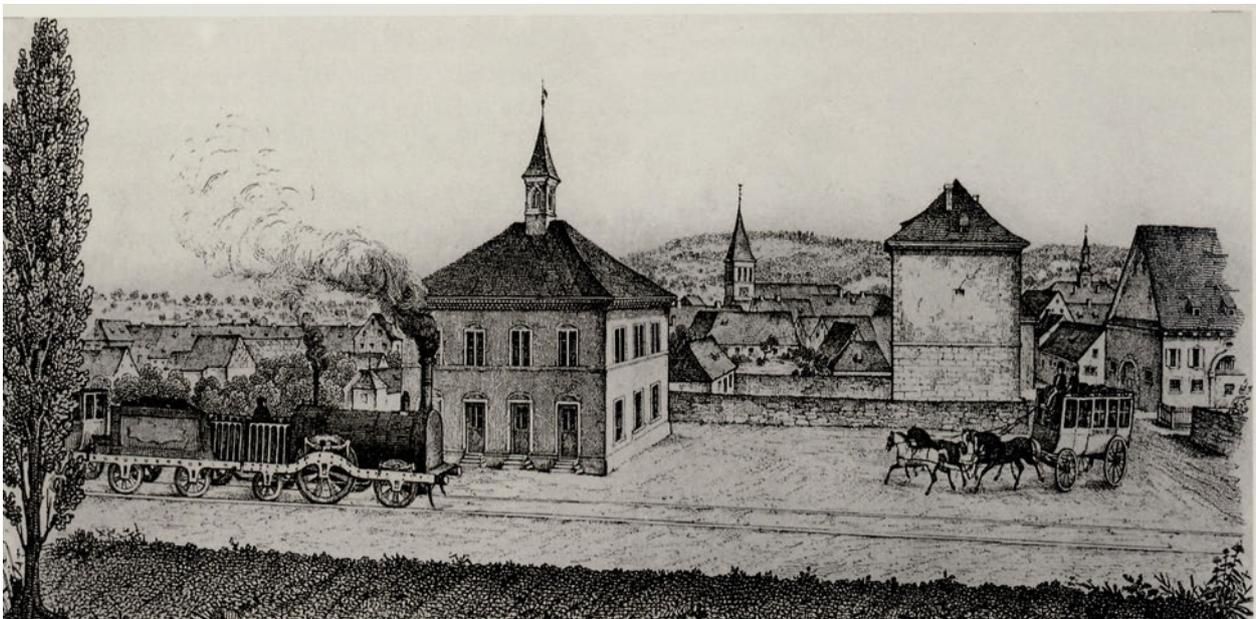
Wir müssen unserem Erstaunen Ausdruck geben, wie eine offizielle Aeußerung der Handelskammer auf einer direkten Unwahrheit fußend in die Oeffentlichkeit gelangen kann. Die in der Generalversammlung anwesenden Vertreter von Emmendingen traten nicht ein, „daß einige Schnellzüge an diesem Orte (!) (nämlich Emmendingen) halten möchten“ sondern wünschten, daß von drei namhaft gemachten Abend- bzw. Nachtschnellzügen einer halten möchte, umsomehr, als zwei dieser Schnellzüge in Basel keinen Anschluß haben und liegen bleiben. Wir müssen annehmen, daß das Eintreten des Vertreters der Handelskammer im Eisenbahnrathe für Emmendingen, der zweitgrößten Stadt des Kreises Freiburg, jedenfalls an Wärme sehr zu wünschen übrig gelassen haben dürfte. Den Standpunkt den der Präsident der Handelskammer in der Generalversammlung einnahm, haben wir in Nr. 59 dieses Blattes bereits hinreichend

gekennzeichnet. Geradezu komisch ist der angezogene Vergleich mit den Stationen Kenzingen, Riegel, Denzlingen und Krozingen. Der Jahresbericht für das Jahr 1897 besagt selbst über die Einnahmen im Jahresverkehr der angezogenen Stationen zusammen 373064 Mk., während die Einnahmen der Station Emmendingen allein 390642 Mk. betragen.

Ebenso verhält es sich mit Personenfahrkarten und Kilometerheften. So haben von letzteren die obigen Stationen, einschließlich Waldkirch, zusammen 1391 Hefte verbraucht, während in Emmendingen allein 870 zur Ausgabe gelangten. Hinsichtlich der Fahrkarten wird ja bekanntlich die Fahrkartenzahl für Freiburg künstlich erhöht, da die vielen, vielen Tausend Karten der Lokalzüge von Emmendingen in Freiburg aufgerechnet werden. – Was die in der Erwiderung der Handelskammer angezogene Konkurrenz der elsäß-lothringischen Bahnen betrifft, so ist diese „mehr wie naiv.“ Sollte die Existenz und die Rentabilität der Badischen Bahnen thatsächlich von 3 Minuten abhängen? Wenn das der Fall wäre, so würden die badischen Bahnen zu beklagen sein. Wo bleibt die Konkurrenz bei Zügen die in Basel keinen Anschluß haben? Um solche Züge handelt es

sich, um den Halt eines dieser Züge, nicht einiger, geht unser Petitem! Diese Züge sind keine „internationalen Züge“, das wird die Handelskammer selbst zugeben, deren Logik überhaupt auf wahrhaft schwachen Füßen zu stehen scheint. Emmendingen hat nur das erstrebt, was es in Interesse seines ferneren Aufblühens und des damit zusammenhängenden Fremdenverkehrs zu erreichen sucht. „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“ und bei der Generaldirektion dürfte dieser Wille nicht vorhanden sein, eine rührige Stadt auch ihrerseits zu unterstützen.

Zu der Unterstützung unserer Wünsche im Eisenbahnrathe durch den Vertreter der Handelskammer in denselben haben wir kein rechtes Vertrauen. Wir kommen sogar noch zu einem weiteren Punkte, der es wünschenswerth erscheinen läßt, daß im Eisenbahnrathe die Handelskammer zwei Vertreter besitzen möchte, einen der die Interessen Freiburgs und einen, der die Interessen des übrigen Handelskammerbezirkes vertritt. Der Handelskammer möchten wir aber dringend nahe legen, in ihren Erwiderungen etwas vorsichtiger zu sein.



Bahnhof Emmendingen um 1850

(Q.: Emmendinger Chronik, Ausgabe 1995)

Die Bestimmung der Abfahrtszeiten der Bahnzüge betr.

Großherzl. Bad. Verordnungsblatt
für den Oberrhein-Kreis
Samstag den 24. August 1850

Nro.16585.

Es sind Klagen darüber erhoben worden, dass in neuerer Zeit der Gang der Uhren in einzelnen Orten längs der Gr. Eisenbahn mit den der daselbst befindlichen Stationsuhren nicht übereinstimme.

Nach näherer Erhebung liegt die Ursache hievon hauptsächlich darin, dass an vielen Orten die öffentlichen Uhren statt nach den Eisenbahnstations- oder Postuhren, nach einer oft sogar falschen Sonnenuhr gerichtet werden, wodurch nicht selten Differenzen von mehr als einer Viertelstunde entstehen.

Da ein solcher ungleichmäßiger Gang der öffentlichen Uhren besonders in den in der Nähe der Eisenbahn liegenden Orten mancherlei Störungen in dem Verkehr zur Folge hat, so werden die betr. Gr. Bezirksämter unter Hinweisung auf die ihnen mittelst Erlasses vom 1. Juli 1845 Nro. 13310. eröffnete Verfügung Gr. Minist. d. J. vom 21. Juni gl. J. Nr. 6897 veranlasst, dafür Sorge zu tragen, dass die in den Eisenbahn- und Poststationsorten befindlichen öffentlichen Uhren nach den Uhren der Eisenbahn- und Postbureaus wöchentlich wenigstens zweimal genau gerichtet und so in gleichem Gange mit diesen, mittelst der s. g. Kursuhren gerichteten und die Zeit genau anzeigende Uhren erhalten werden.

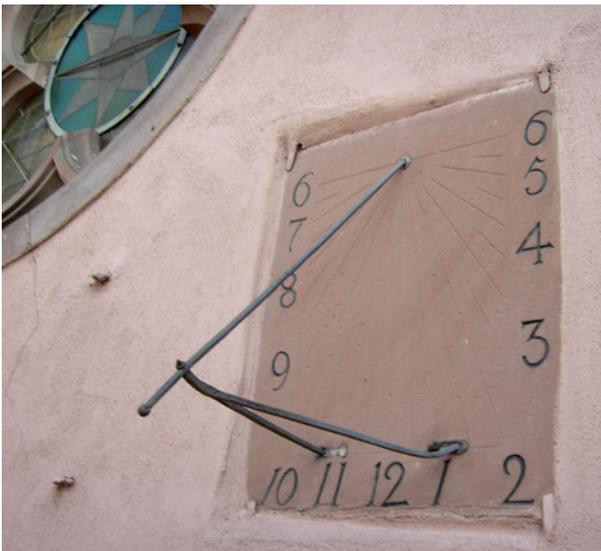
Freiburg den 20. August 1850

Großherzogl. Regierung des Oberrheinkreises.
Frhr. v. Marschall

vdt. v. Andlaw.

Zeitablesung ehemals und heute

(Aufnahmen: G. Schmidt 2008 bzw. 2017)



ev. Stadtkirche Emmendingen (um 1780)



Bahnhof Emmendingen (2017)

Geldstrafe für Fernbleiben von Bürgermeisterwahl

(aus alten Emmendinger Archivalien)

Zusammenstellung und Ergänzung:

Herbert Burkhardt

Actum Emmendingen, den 27. Juny 1797

In Gegenwarth
des Fürstl. Oberamts
Herrn Hofraths-Secretär und
Stadtschreibers Baurittel
und
Stadtraths.

Bürgerversammlung

Zu der auf heute bestimmt gewesenen Wahl eines neuen Bürgermeisters, statt des Herrn Bürgermeister Berblingers, der das Amt nicht länger versehen wollte, war jeder Bürger bei Strafe vorbeschrieben auf dem Rathaus sich einzufinden, es sind aber dennoch ohne hinreichende Entschuldigung ausgeblieben:

- | | |
|--------------------------|--------------------------|
| 1. Küfer Danzeisen | 11. Johann Georg Ries |
| 2. Weißgerber Kromer | 12. Martin Kohlschein |
| 3. Dreikönigwirth Schwab | 13. Martin Schlenker |
| 4. Zoller Reichert | 14. Jung Bernhard Lang |
| 5. Jacob Kempf | 15. Sattler Demmler |
| 6. Martin Hertstein | 16. Konrad Süs |
| 7. Jacob Schneider | 17. Andreas Stiefel |
| 8. Wilhelm Eccard | 18. Friedrich Hauenstein |
| 9. Gustav Eccard | 19. Ziegler Weiß |
| 10. Wilhelm Schwöhrer | |

es wurde daher concludirt

jedem der Ausgebliebenen 30 xr. [*Kreuzer*] Straf anzusetzen, welche von dem Bürgermeisteramt sogleich einzuziehen und einnehmlich zu verrechnen waren.

fiat ergo extract, prot: an das Bürgermeisteramt, um dieses in Vollzug zu setzen.

a. g. S.
Zindel

Erläuterungen zum Strafmaß von 30 Kreuzer:

Währungsbezeichnung fl. = Gulden (Florin); 1 Gulden (fl.) = 60 Kreuzer (xr.).

Der Gulden wurde am 1.1.1875 von Mark und Pfennig abgelöst.

Anno 1797 kostete 1 Laib Brot 8 xr.; 1 Pfund Ochsenfleisch 8 1/2 xr.;

100 Backsteine 1 fl., 4 xr.; 1 Taufgeschirr (Windenreute) 14 fl., 17 xr.;

der Taglohn für Ungelernte betrug 36 xr.;

der Taglohn für Zimmerleute, Maurer, Steinhauer usw. betrug 45 xr

ein Meister erhielt pro Tag 1 fl.

Goethes „Amazone“ Lili Schönemann (ein Buch der besonderen Art)

Bernd Kellner

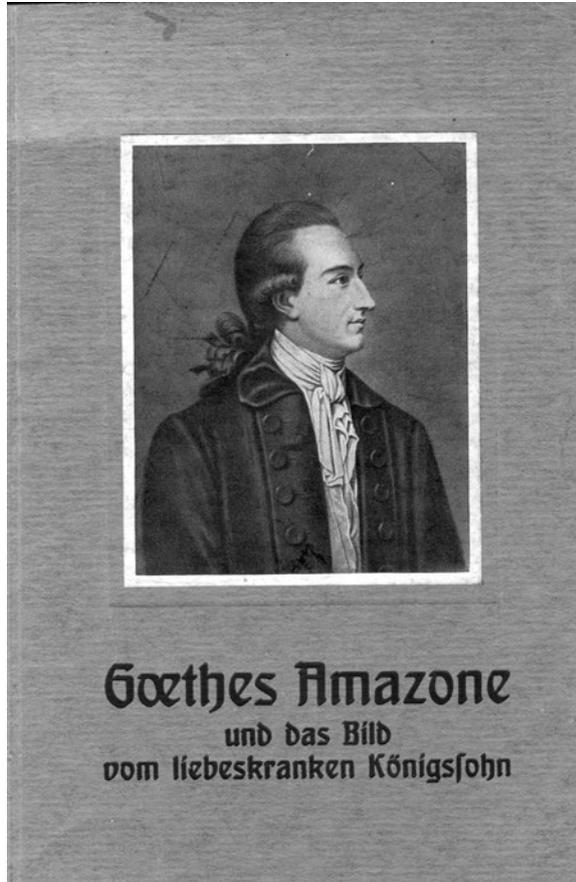
Am 5. Mai 1817 starb Lili Schönemann, nach Käthen, Friederike und Lotte die vierte große Liebe in Goethes Leben. Aus diesem Anlass erschien 1917 eine Monografie von Julius Frank in Offenbach, deren sehr schöne Titelseite wir heute, ein weiteres Centennium [*Jahrhundert*] danach, zeigen. Sie ist jedoch nicht nur schön, sondern auch interessant. Denn sie weist uns –im damals vorherrschenden Jugendstil– auf die Verhältnisse hin, die vor 100 Jahren hier das Land geprägt haben. Es war der berüchtigte Steckrübenwinter während des

I. Weltkriegs vorangegangen, und der eingedruckte Text mit Kleinbuchstaben macht die Auswirkung der gegnerischen Kriegs-Blockade deutlich, die sich bis in diese kleine kulturelle Bemühung hinein zu spüren war; er lautet:

„Der großen Papiernot wegen, konnte die Festschrift im Buchhandel nicht erscheinen. Sie kann nur gegen ein angemessenes Geschenk für Kriegswohlfahrtszwecke vom Verfasser erworben werden. Der Mindestbeitrag ist Mk. 2.–. Aus dem Gesamterlös der ersten 500 Exemplare werden praktische Geschenke für verarmte Verwundete im städtischen Krankenhaus angekauft und durch die Frau Oberin beschert werden. Weitere 500 Stück sind für die Front, für Schulen und Bildungsinstitute bestimmt.“

Wir haben es, nach Auskunft des Stadtarchivs Offenbach, mit der privaten Initiative des Lederwarenfabrikants und Goetheliteratur-Sammlers Julius Frank in Offenbach (1850-1919) zu tun, der sein „rhapsodisch gekittetes Goethe-Mosaik“ im Selbstverlag herausgebracht und für mildtätige Zwecke gewidmet hat – ein dreifach guter Grund, im Hachberg-Mosaik darauf Bezug zu nehmen: durch das einfache und doppelte Centennium mit Lili Schönemann und dem 1. Weltkrieg plus die Namenwahl „Mosaik“.

Buchumschlag



Titelseite



Das Taschentüchlein der Gräfin Helene

Josef F. Göhri, Bleichheim

Es war damals zu Kaiserszeiten. Das Bleichtaldorf Bleichheim am nordöstlichsten Zipfel des unteren Breisgaus war noch wohl behütet unter der hochwohlloblichen Patronats- und Grundherrschaft derer von Kageneck. Und wie es sich damals so gehörte, kam zu ihrer Autorität eine nicht geringe Ausstattung der schönsten Acker- und Feldflächen, soweit das Auge reichte.

Die landwirtschaftlich geprägte Dorfbewölkerung fand auf den Herrngütern saisonbedingte Arbeit, vorwiegend in der Holzwirtschaft, neben den jahreszeitlich bedingten Arbeiten in den Reben, die meistens eine Domäne der Frauen waren. Die Entlohnung lag bei den Männern bei einer Reichsmark pro Stunde. Für die Arbeit der Frauen berechnete man die Hälfte. Meistens wurde das Geld nicht ausbezahlt, sondern mit den Pachtforderungen der vertraglich gebundenen Landwirte verrechnet. In diesem Umfeld übten die Kageneckschen Schlossherren das ihnen von den Habsburgern in Wien wegen ihrer Beteiligung an der Schlacht von Sempach/ Schweiz verliehene Patronatsrecht aus. So war beispielsweise jahrhundertlang ihr Wort bei der Besetzung der Bleichheimer Pfarrstelle von maßgeblicher Bedeutung.

Just vor dem Seitenaltar des Heiligen Hilarius, Kirchenpatron der Pfarrgemeinde, verlief die mit rotem Samtpolster versehene Sitz- und Kniebank der gräflichen Familienmitglieder. Dahinter waren mehrere Schülerbänke so angeordnet, dass sie vor sich die Adelsbank hatten und hinter sich der strengen Aufsicht des Kirchendieners (Ohrelierer) unterworfen waren.

So war wieder einmal ein hoher Feiertag angebrochen, im Kalender war der Weiße Sonntag eingezeichnet. Die Kommunionkinder verharrten, ganz auf die Wichtigkeit des Tages konzentriert, in der zweiten Reihe der Pfarrkirche Sankt Hilarius geduldig und der Würde der Stunde angemessen. Nur einer von

ihnen, der Julius, rutschte auf seinem harten Gestühl hin und her, stark geplagt von einer fortlaufend triefenden Nase. Sein Husten und Schniefen brachte die Beter in der Bank vor ihm in erkennbare Ungeduld. Während der Kirchenchor gerade die Pastoralmesse von Diabelli intonierte - ein überwältigender Gesang - die Zuhörer in seinen Bann schlug, bekam Julius sein beißendes Nasenjucken nicht unter Kontrolle, obwohl er längst alle Engel und Heiligen um Beistand anflehte. Ein gewaltiges „Ha, ha, hatschi“ erschallte hochtönig in der sangesgeschwängerten, heiligen Halle. Gräfin Helene ahnte im gleichen Moment gar nichts Gutes, denn Julius hatte das Vergnügen, direkt Ihrer Durchlaucht rückwärtiger Banknachbar zu sein. So hatte er die festgewandete, hochwohlgeborene Dame mit allem, nur nicht mit Ruhm bekleckert.

Befreit, aber völlig verstört blickte Julius mit hochrotem Kopf in die Runde. Gräfin Helene, in ähnlicher Erregung, wandte sich demonstrativ dem Deliquenten zu, entnahm ihrem grünen Lederetui ein Taschentüchlein, wischte sich übers Gesicht und Gewand und erdolchte den Übeltäter mit zornigen Blicken. Dabei spie sie aus: „Unwürdiger, hast Du kein Taschentuch?“

Der so Angesprochene erstarrte vor Scham und Hilflosigkeit. „Nai“, stammelte der Unglückliche, „mir haen dahaim kaini Naasdiacher.“ Durchlaucht entnahm ein zweites Tüchlein aus ihrem Beutel und überreichte es stirnrunzelnd dem unanständigen Buben, der es verlegen in seiner Hosentasche verschwinden ließ. Eine Woche später erfuhr der Schulkorvorstand von der verschnupften, gräflichen Grundherrschaft von dem gehaltenen Übelstand des Schüler Julius. Eine Rüge nach der Sonntagspredigt in gräflichem Auftrag ließ bei Julius keine besondere Hingabe mehr für die „gnädige Grundherrschaft“ aufkommen, trotzdem er Zeit seines Lebens über die durchlauchtige Episode schmunzelte.

Der „rote Peter“ und das „Freiamter Kätterli“ oder: „Die letzte Hinrichtung in Ettenheim“

Schon lange Zeit machte der „rote Peter“ mit einem Weibsbild, dem sogenannten „Freiamter Kätterli“, die Gegend unsicher. Da fiel er den Klosterleuten von Ettenheimmünster in die Hände, als er eben Sachen im Werte von 600 Gulden gestohlen hatte. Vorläufig legte man ihn samt dem Kätterli in den Frohnhof zu Ettenheimmünster.

Auf so großen Diebstahl stand damals noch die Todesstrafe und zwar Tod am Galgen. Auf dem Klostereigentum aber, das als heilig galt, durfte die Todesstrafe nicht vollzogen werden. Deshalb wurden die Verbrecher an die weltliche Obrigkeit nach Ettenheim ausgeliefert, wo im Namen des Fürstbischofs von Straßburg die Kriminalgerichtsbarkeit nach der „Karolina“¹ ausgeübt wurde.

Im Januar 1758 wurden der „rote Peter“ und das „Freiamter Kätterli“ nach Ettenheim gebracht und in dem Herrschaftsturm an eisernen Ketten festgelegt. Da eine Hinrichtung immer mit größter Feierlichkeit vollzogen wurde, begannen bald die Vorbereitungen. Am 23. Januar hieben die Ettenheimer Zimmerleute das Holz zu einem Hochgericht. Barthle Winterer und Josef Jäger führten das Holz auf den Marktplatz. Am nächsten Tage versammelten sich sämtliche Zimmerleute des ganzen Amtes hier, um das Hochgericht zu bauen. Es sollte keiner dem anderen vorwerfen können, an einem solchen „unehrlichen Geschäfte“ gearbeitet zu haben, deshalb mussten alle mithelfen.

Am 26. Januar führten Philipp Höfler und Franz Blank mit den Pferden des Johann Müller das fertige Hochgericht nach dem Richtplatze in feierlichem Zuge. An der Spitze marschierten Trommler und Pfeifer. Dann kamen die Fahne und viele Wächter. Hinter der Fahne ritten der Amtsschultheiß und die zwölf Ratsherren auf schönen Pferden. Es folgten die Stadtmeister Sebastian Schulz, Ludwig Sichler, Georg Herrmann. Im Zuge schritt nun ein kleines sechsjähriges Bübchen, Jofef Schulz, und trug eine goldene Krone in der Hand. Die Krone schlugen die Schmiede auf ein „überzwerch Holz“ und gaben dann dem Kinde eine Ohrfeige

zur Erinnerung an diesen Tag, sühnten sie aber gleich wieder durch ein kleines Geldgeschenk. Nach dem Kinde marschierten die Zimmerleute, jeder mit seiner Axt auf der Schulter, dann die Schmiede mit ihren großen Hämmern. Der Zug wurde beschlossen von den „Krummholzen“ [den Wagnern] und einigen Wächtern.

Auf dem Richtplatz hatten sich unterdessen alle Schulkinder eingefunden. Als das Hochgericht aufgestellt war, mussten die Schüler fest an den beiden Enden eines Seiles ziehen. Dieses wurde dann schnell von einem Schmied in der Mitte zerschnitten, so dass die Kinder auf den Boden fielen. Auch das war zum „Gedächtnis“.

Unterdessen hatte sich auf dem Rathause in der Frühe zwischen 8 und 9 Uhr das Blutgericht versammelt. Da saßen unter der Leitung des Oberamtmannes die 12 Ratsherren von Ettenheim in ihren schwarzen Ratsmänteln und alle Dorfschulzen des Amtes. Nun wurde der arme Sünder hereingeführt. An seiner rechten Seite ging der Stadtpfarrer von Ettenheim, Sebastian Brenni. Es wurde das Verbrechen vorgelesen. Der arme Sünder gestand reumütig die Tat ein. Hierauf führte man ihn hinunter auf den Marktplatz. Hier richtete der Oberamtmann einige Worte an ihn. Dann las der Stadtschreiber Franz Schomaß das Endurteil ab: Der Peter Hartmann aus dem Mainzischen, genannt der „rote Peter“, wird wegen des Diebstahls von 600 Gulden zum Tode verurteilt, brach den Stab über dem Verbrecher und warf demselben die Stücke vor die Füße.

Jetzt ergriff der Scharfrichter, Meister Hans von Kenzingen, den „roten Peter“, setzte ihn auf einen Wagen mit einer Bennen. Der Stadtpfarrer setzte sich wieder zu ihm. Dann führte der Spitalmeier den Wagen schnell hinaus zum Richtplatz, während das arme Sünderglöcklein läutete. Wohl getröstet ging der arme Sünder vom Wagen, küsste den Galgen und stieg auf die Leiter, die zum Galgen hinaufführte. Von dort herab hielt er dem „Freiamter Kätterli“ noch einen Zuspruch: sie solle sich jetzt bessern und solle auch wieder in die Kirche gehen. Jetzt waltete der Scharfrichter seines Amtes und bußfertig starb der ►

„rote Peter“. Der Geistliche blieb bei ihm, bis er tot war.

Hierauf wurde das „Freiamter Kätterli“ gebrandmarkt, dreimal ausgestäubt (mit Ruten geschlagen) und des Landes verwiesen. Der Amtsschultheiß und die Ratsherren, die mit ihren schwarzen Mänteln zur Hinrichtung hinausgeritten waren, ritten jetzt zurück. Mittags versammelten sie sich wieder auf dem Rathaus, wo sie auf Kosten der Herrschaft ein Essen hatten. Die Handwerksleute und Stadtsoldaten gingen auf die Zunftstube der

allgemeinen Handwerkerzunft, wo sie Wein und Brot und Käse erhielten.

„Dann hatte der Aktus ein End. Gott behüte alle Menschen vor solchem Elend; und alle Kinder nehmen ein Exempel daran.“ So berichtet die Chronik.

Q.: Breisgauer Sonntagsblatt Jg.1901

¹ „Karolina“: Gerichtsordnung Kaiser Karl V. und des Heiligen Römischen Reichs von 1532;

² Krummholz = Wagner

Inhaltsverzeichnis:

<u>Inhaltsverzeichnis:</u>	<u>Autor/Quelle</u>	<u>Seite</u>
Enthüllung des Denkmals am Leopoldskanal	Lahrer Hinkender Bote, Jg. 1848	01
Kapelle auf dem Michaelsberg [Zeichnung]	Vögtlin, H.	03
Auf dem Riegeler Michaelsberg [Gedicht]	Fehr, Ludwig	03
Stell-dich-ein in Riegel [Gedicht, Mundart]	Dill, Ludwig	04
Alte Ansicht von Riegel [Stahlstich, 1850]	GLA, Karlsruhe	05
Notierte Gedanken zur „Alten Ansicht von Riegel“	Köllhofer, Ludwig	05
Gedenken an Ludwig Köllhofer	Burkhardt, Herbert	07
Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden	Weiner, O.	08
Aller guter Dinge sind drei	Waldstetter, Max	09
Revolutionäre gab es 1848/49 auch im unteren Breisgau	Göhri, Josef F.	11
Der Kreuzwirt von Kürzel befreit seine Heimat.	Baader, Emil	14
Zuwanderung vor 240 Jahren	Peter, Siegfried	15
Im Heimbacher Steinbruch [Zeichnung]	Schaukelberger, Benedikt	16
Zu wenig Züge halten in Emmendingen	Hochberger Bote [März 1899]	17
Bahnhof Emmendingen [Darstellung um 1850]	Emmendinger Chronik, 1995	18
Die Bestimmung der Abfahrtszeiten der Bahnzüge betr.	Großherzogl. Verordnungsblatt, 1850	19
Zeitablesung ehemals und heute [zwei Fotos]	Schmidt, Günter	19
Geldstrafen für Fernbleiben von Bürgermeisterwahl, 1799	Burkhardt, Herbert	20
Goethes „Amazonen“ Lili Schönmann [Buchbeschreibung]	Kellner, Bernd	21
Das Taschentüchlein der Gräfin Helene	Göhri, Josef F.	22
Der „rote Peter“ und das „Freiamter Kätterle“	Breisgauer Sonntagsblatt Jg. 1901	23
Inhaltsverzeichnis, Impressum	Redaktion	24

Herausgeber: Hachberg-Bibliothek e.V., Emmendingen
 Redaktion/Satz: Günter Schmidt, Tulpenweg 15, 79312 Emmendingen
 Tel: 07641/42129
 E-Mail: guenterschmidt11@web.de

Das **Hachberg-Mosaik** erscheint in loser Folge kostenlos für die Mitglieder der Hachberg-Bibliothek e. V. und dient ausschließlich zu deren persönlichen Nutzung.

Weitere Verwertung der Texte/Fotos/Zeichnungen durch Andere darf nur erfolgen, wenn beim Rechteinhaber (siehe Verfasser- und Quellenangabe) die Genehmigung eingeholt und die Mosaik-Redaktion davon informiert wurde.

Alle Autoren, Lektoren, Hefte-Ersteller usw. arbeiten ehrenamtlich, die Druck -und Papierkosten werden aus Mitgliedsbeiträgen beglichen, so dass für die Mitglieder nur (eventuelle) Portokosten entstehen.